

empfindungen vorwiegend zentralen Ursprunges seien, welcher Behauptung, beiläufig bemerkt, die Aussagen von Mosso (*Die Ermüdung*, S. 99) und WARREN P. LOMBARD (*Journal of physiology*, February 1892, S. 7) direkt widersprechen, daß, soweit man auf Grund der Selbstbeobachtung urteilen könne, es leicht sei, die Stärke der Willensimpulse bis zur Erschöpfung des willkürlichen Leistungsvermögens konstant zu erhalten. Der soeben rekapitulierte, mehr als hypothetische Beweisgang des Verfassers wird dann noch, wie im Verlaufe dieser Besprechung hinlänglich gezeigt worden ist, mit einer Schar teilweise recht befremdlicher Vermutungen garniert, die an einzelne Versuchsergebnisse angeknüpft werden. Endlich vermögen die der Abhandlung beigelegte, jeder Ordnung entbehrende Übersicht über die den Muskelsinn betreffende Litteratur, eine kurze Bezugnahme auf die Ausführungen von W. JAMES und das absprechende Urteil, welches Verfasser über die den Muskelsinn betreffenden Arbeiten der Kliniker und Psychologen fällt, keinen unterrichteten Leser darüber zu täuschen, daß Verfasser von eben diesen, von ihm verurteilten, Arbeiten thatsächlich nur sehr dürftig Einsicht genommen hat. Denn sonst würde er z. B. Bemerkungen, wie die folgende (S. 242): We estimate weight and difference of weight chiefly by means of trial efforts by which we ascertain how much our muscles must be contracted in order to lift the weights, nicht so ohne Weiteres gemacht haben. Kurz, uns scheint, daß Verfasser mit seiner „objektiven Studie“ gezeigt habe, wie man entschieden nicht zu verfahren hat, um zu zuverlässigen Resultaten betreffs des Muskelsinnes zu gelangen.

G. E. MÜLLER (Göttingen).

BROWN-SÉQUARD. Sur les influences exercées par les muscles sur les nerfs sensitifs qui sont à leur intérieur ou dans leur voisinage immédiat. *Arch. de Physiol.*, 5. Sér., 4. T., S. 174 ff.

Verfasser führt eine Reihe von Fällen an, in denen Schmerzen, welche innerhalb im erregten Zustande befindlicher Muskeln vorhanden sind, durch Dehnung dieser Muskeln erhöht werden. Da nun die Aktionsströme der Muskeln durch Dehnung der letzteren gesteigert werden, so schließt Verfasser, daß die Muskelschmerzen vielfach dadurch entstünden, daß die Aktionsströme der Muskelfasern erregend auf die in nächster Nähe befindlichen sensorischen Nervenfasern wirken. Auch bei den Erscheinungen des Muskelsinnes soll diese sensorische Wirksamkeit der Aktionsströme der Muskelfasern eine sehr große Rolle spielen.

G. E. MÜLLER (Göttingen).

A. MARTY. Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung. 10 Artikel. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie*, von R. AVENARIUS. (Art. 1. Bd. VIII, S. 456—478. Art. 2. Bd. X, S. 69 bis 105. Art. 3. *ibid.*, S. 346—364. Art. 4. Bd. XIII, S. 195—220. Art. 5. *ibid.*, S. 304—344. Art. 6. Bd. XIV, S. 55—84. Art. 7. *ibid.*, S. 443—484. Art. 8. Bd. XV, S. 251—284. Art. 9. *ibid.*, S. 445—467. Art. 10. Bd. XVI, S. 104—122.) (Selbstanzeige.)

Nativismus nannte ich in meinem „*Ursprung der Sprache*“ (1875), die Meinung von STEINTHAL, LAZARUS, WUNDT u. a., die Entstehung der Sprache lasse sich nicht erklären ohne die Annahme, daß beim Urmenschen durch die Anschauungen, die er empfing, völlig unwillkürlich und vermöge eines fertig angeborenen psychophysischen Mechanismus eine Anzahl onomatopoetischer (durch sich selbst verständlicher) Laute und Geberden ausgelöst wurden („Sprachreflexe“). Ich meinerseits suchte ohne diese unerwiesene Annahme auszukommen (Empirismus) und wies schon für die frühesten Stadien der Sprachentstehung dem Verlangen nach Verständigung und der dadurch motivierten absichtlichen Bildung von Bezeichnungsmitteln eine entscheidende Rolle zu (dies nicht bloß im Gegensatz zum Nativismus, sondern auch zu manchen Empiristen — GEIGERS Zufallstheorie), doch indem ich es ebenso entschieden ablehnte, jene Wahl und Gestaltung der Sprachzeichen irgendwie planmäßiger Berechnung und Reflexion zuzuschreiben (Erfindungstheorie). Seither sind mannigfache Versuche gemacht worden, teils die Zufallstheorie zu erneuern, teils den Nativismus irgendwie zu halten: in eingeschränkter Form, unter halben Zugeständnissen oder auch unter dem Schutze von tiefgreifenden Äquivokationen und Begriffsverwirrungen. Die bemerkenswertesten dieser Versuche Revue passieren zu lassen, war die Aufgabe der vorbezeichneten Artikel, und am ausführlichsten sind darin die neueren Publikationen von STEINTHAL und WUNDT zur Sprache gekommen.

Mit WUNDT beschäftigt sich die zweite Hälfte des II. und der III. bis VII. Art. Es waren namentlich die 2. und 3. Aufl. der *Physiol. Psychologie* und die sprachphilosophischen Aufsätze der Essays zu berücksichtigen, und es zeigte sich, daß der Autor zwar — ohne sich dessen bewußt zu sein — nicht Eine, sondern mehrere, widerstreitende, Lösungen des Sprachproblems vorträgt,¹ daß er jedoch, wenn die Regel gilt: a potiori fit denominatio, heute wie früher zu den Nativisten zu rechnen ist.² Den Namen „Sprachreflex“ (den ich neben der Sache getadelt hatte) giebt er auf und warnt auch andere davor; doch die Sache ist geblieben.

Die Essays erklären, der Knoten des verschlungenen Problems vom Sprachursprung sei um den Begriff des Willens geschürzt, und in zwei Richtungen betrachtet W. die bisherige Ansicht vom Willen als

¹ Ein Beispiel! Die 2. Aufl. der *Physiol. Psychol.* 1880 bezeichnet die ersten nachahmenden und hinweisenden Verständigungsmittel als unwillkürliche Affektaüßerungen, die gar nicht der Absicht der Mitteilung entstammt, sondern erst nachträglich von dieser in Dienst genommen worden seien. Eine Stelle der Essays 1885 dagegen weist diese Ansicht von zwei derart sich folgenden Stadien der Sprachentwicklung als gänzlich erfahrungswidrig zurück (nur ohne zu sagen, daß man selbst sie früher vorgetragen) und lehrt, die Sprache sei von allem Anfang aus der Absicht der Mitteilung hervorgegangen. Doch die 3. Aufl. der *Physiol. Psychol.* 1888 erneuert wieder wörtlich die von den Essays verpönte These der zweiten.

² Seine Einsprache gegen diese Bezeichnung zeigt sich als hinfällig, sobald man den ausgesprochen relativen Charakter derselben beachtet.

einer radikalen Korrektur bedürftig (Art. II., S. 77—105 und Art. III.). I. Der Zug, wodurch er seine Lehre der früheren ganz besonders überlegen glaubt, ist seine Identifizierung von Wille und Apperzeption. Bisher habe man die inneren Willenshandlungen oder „Apperzeptionen“ ganz übersehen (eine ganz unhistorische Behauptung!), und das sei um so verhängnisvoller gewesen, als geradezu alles Wollen, genau besehen, ein nach innen gerichtetes, alle Willenshandlungen eigentlich innere Willenshandlungen oder Apperzeptionen seien, diese aber im psychischen Leben eine so große Rolle spielten, daß überhaupt alle psychischen Vorgänge, die nicht sinnliche Vorstellungen sind, sich auf jene Kategorie zurückführen ließen.

Der Terminus Apperzeption war bekanntlich von seinen Urhebern teils für das innere Bewußtsein, teils — und in unklarer Vermengung damit — für das Bemerkende gebraucht worden. An letzteren Sprachgebrauch will W. anknüpfen, und es bedarf natürlich einer ganzen Reihe von Verwechslungen und Äquivokationen, um von hier aus die Apperzeption für identisch mit dem Willen zu erklären.

A) Mit dem Bemerkenden und Deuten (von W. klarbewußte Auffassung genannt¹) vermengt er vor allem die Aufmerksamkeit (eine das Bemerkende vorbereitende und bewirkende Seelenverfassung) und (Art. IV.) mit beidem des weiteren noch alle Vorgänge, die gemeinhin unter dem vagen Namen „Denken“ zusammengefaßt werden: alle Synthesen (oder „Verschmelzungen“) und Analysen von Vorstellungen, alle begrifflichen Gedanken, Urteile, Schlüsse u. s. w. u. s. w. Alles heißt ihm „Apperzeption“, und weil einige von diesen sogenannten Denkakten vom Willen beherrschte Vorgänge sind (wie das Nachdenken und Sichbesinnen) und bei anderen (wie beim Aufmerken) der Wille ein Ingrediens, wenn auch keineswegs das Ganze, des Phänomens bildet, erklärt er ohne weiteres alles „Denken“ oder „Apperzipieren“ für eine innere Willenshandlung.² Er faßt ferner diesen Zug, der nur eine genetische Zusammengehörigkeit bedeuten würde, als eine innere deskriptive Verwandtschaft, und kommt, indem er endlich auch Willenshandlung mit Wille verwechselt (eine Konfusion, die sich durch alle seine Ausführungen, Verwirrung stiftend, hindurchzieht), dazu das „Apperzipieren“ abwechselnd nicht bloß für eine Willenshandlung, sondern auch für ein Wollen auszugeben.

B) Aber nicht bloß soll jede Apperzeption ein Willensakt oder eine Willenshandlung sein; W. sucht auch zu zeigen, daß umgekehrt alle Willenshandlungen, auch die sogenannten äußeren, nur be-

¹ Er ist geneigt, das Phänomen mit subjektiv erhöhter Stärke der betreffenden Vorstellung zu identifizieren. Seine wahre Natur ist freilich eine ganz andere (Art. IV.).

² Alles „Denken“ soll also eine subjektive Verstärkung sinnlicher Vorstellungen sein! Die Durchführung dieser Auffassung mißlingt W. freilich so gründlich, daß sie ihn in endlose Widersprüche und Ungereimtheiten verwickelt. Als reich daran erweist sich insbesondere seine Lehre von der Spannung der Aufmerksamkeit und deren Adaptation und diejenige von der Natur der allgemeinen Begriffe.

sondere Arten oder Bestandteile oder unmittelbare Folgen von „Apperzeptionen“ (Denkhandlungen) seien.

Der Versuch tritt in verschiedenen Formen auf; aber er beruht — wie im einzelnen nachgewiesen wird — überall auf einer gänzlichen Verkennung der Natur jener Vorgänge. Den Namen „äußere Willenshandlung“ verdienen ja nur solche, wo sich ein Verlangen auf etwas Physisches (auf die wirkliche Bewegung), nicht bloß auf etwas Psychisches (die Vorstellung der Bewegung), richtet, und wo ersteres der Fall ist, besteht schlechterdings keine Möglichkeit, das Phänomen als eine spezielle Form oder als unmittelbaren Erfolg einer Apperzeption zu fassen. Dies ist so offenkundig, daß der Verfasser wiederholt zu eklatantem Abfall von sich selbst gedrängt ist.

II. Doch auch abgesehen von der „Apperzeptions“lehre erachtet W. eine Verbesserung der bisherigen Fassung des Willensbegriffes für dringend geboten (Art. V.). Bisher habe man nämlich durchaus Wille mit Wahl verwechselt (wieder eine ganz unhistorische Behauptung!) und sei dadurch verhindert worden, einzusehen, daß der Wille die Grundfunktion des Gemütslebens sei. In Wahrheit seien alle Gemütsbewegungen Reaktionen des Willens, und es sei jede Bewegung, die sich an ein beliebiges Lust- oder Unlustgefühl knüpft, ja überhaupt jede, die nicht rein mechanisch erfolgt, sondern irgendwie psychisch bedingt ist, eine wahre Willens-, nur nicht immer eine Wahlhandlung.

Allein W. ignoriert bei diesen Behauptungen markante Unterschiede in der Natur der Dinge; so unleugbare, daß sie ihn zwingen, auch hier wieder gelegentlich sich selbst herzhafte zu desavouieren.

Von beiden vermeintlichen Verbesserungen des Willensbegriffes macht er nun aber Gebrauch bei der Beantwortung der Frage nach dem Sprachursprung, und beide bringen ihm die offenbar erwünschte Möglichkeit ein, nach Belieben sich der Ausdrucksweise eines Empiristen oder Nativisten zu bedienen und doch beide Male dasselbe zu meinen.

a) Waren die ersten nachahmenden und hinweisenden Zeichen unwillkürliche Affektäußerungen (Nativismus) oder Willenshandlungen? W. erwidert: Sie sind beides zumal. Obschon absichtslose Affektäußerungen, sind sie doch zugleich wahre Willens-, nur nicht Wahlhandlungen.

b) War das Sprechen Ausfluß eines besonderen darauf gerichteten Willens (der Absicht der Mitteilung) oder war es unmittelbar an die inneren Vorgänge des Denkens geknüpft? W. antwortet (auf Grund seiner Identifizierung von Wille resp. Willenshandlung und Apperzeption) auch hier: Es ist beides zugleich, und die Unterscheidung darf gar nicht gemacht werden. Denn nichts bloß ist alles Denken eine innere Willenshandlung, sondern es sind auch alle sog. äußeren Willenshandlungen nur unmittelbare Erfolge und besondere Formen solcher Denkhandlungen. So denn auch das Sprechen von allem Anfang an. Auf Grund dieses Resultates kann W. sich, ohne empiristische Redeweisen aufzugeben, nun sogar den extrem nativistischen Anschauungen von einer inneren Einheit und Verwandtschaft von Sprechen und Denken nähern. Aber freilich, wenn er sich konsequent bleiben

will, nur nähern. Gilt ja doch auf seinem Standpunkt vom Sprechen nicht mehr als von allem Handeln, daß es der äußere Bestandteil von Denkhandlungen sei. Jene mystische Sprachphilosophie dagegen liebte es, die Eigenschaft, unmittelbar aus dem Denken hervorzugehen, als etwas dem Sprechen allein Charakteristisches hinzustellen. Und siehe da! W. macht auch diese Definition der Sprache ohne weiteres zur seinigen — ungeachtet der Inkonsequenz, die für ihn darin liegt, und der neuen Widersprüche, die sie gebiert. Neue Widersprüche! Denn der Autor sieht sich jetzt — schon um begreiflich machen, warum die Tiere keine Sprache wie wir besitzen — genötigt, sie für den Ausfluß aktiver Apperzeptionen oder Wahlhandlungen zu erklären, während er zuvor gerade umgekehrt: einfache Willenshandlung, nicht Wahlhandlung — als das Lösungswort der richtigen Anschauung hingestellt hatte. All' diesen Widerstreit scheint er aber nicht zu bemerken, und ergeht sich, sorglos die neue Parole weiterverfolgend, in dithyrambischen Äußerungen darüber, wie die Sprache nicht bloß ein Zeichen, nicht bloß eine äußere Form des Gedankens, sondern diesem verwandt und gleichartig sei und darum fähig, die Gesetze des Denkens nach außen zu tragen, so daß sie in ihr anschaulich, ja Gegenstand eines objektiven und experimentellen Studiums werden könnten, gleich einem Werke der Natur. Die Illustrationen freilich, die er dafür bietet, sind nur eine Sammlung von Beispielen einer Vermengung von Sprachlichem und Logischem, wie sie offenkundiger noch selten zu Tage getreten ist.

Doch noch einmal (Art VI.) mußten wir zu der, von W. schon fast wieder vergessenen Parole: Die Sprache sei nicht als Wahl-, sondern als Willenshandlung entstanden — zurückkehren. Ist, wenn wir dem Namen „Willenshandlung“ die übliche Bedeutung geben, damit die Devise eines haltbaren Empirismus gewonnen? Es ergab sich mir das Gegenteil. Es ist — wenn auch in W.'s Psychologie kein Raum dafür besteht — ein Unterschied zwischen Wählen überhaupt und vernünftig berechnendem Wählen. Letzteres hat allerdings bei der Bildung der Volkssprache gar keine Rolle gespielt. Aber in einem anderen Sinne sind doch ihre Bezeichnungsmittel zweifellos gerade aus einer Summe von Wahlhandlungen hervorgegangen, und nicht „wahllos“, sondern planlos ist das Wort des Räthsels, welches prägnant den Unterschied zwischen dem richtigen Empirismus und der unhaltbaren Erfindungstheorie bezeichnet. Wichtig war nun aber, die intellektuelle Grundlage dieses planlos zweckmäßigen Thuns eingehend klar zu legen. Ich suchte zu zeigen, wie die Sprache, obwohl gar nicht das Werk kombinierender Reflexion, doch in anderem Sinne sehr wohl als Ausfluß des spezifisch menschlichen Denkens bezeichnet werden kann, so daß sich aus dem Mangel der Abstraktionsgabe beim Tier, wie seine Unfähigkeit, uns zu verstehen, so auch diejenige zur Bildung von Sprachzeichen in unserem Sinne vollkommen begreift. Zum Schlusse wird untersucht, inwieweit die Sprache ihrerseits Förderungsmittel des

Denkens sei, und konstatiert, daß, wie groß auch immer dieser Nutzen ist, doch menschliches Denken in seinen ersten Anfängen ohne Hülfe der Sprache möglich war, somit kein Zirkel droht und W. mit Unrecht bezweifelt, ob ein Zustand denkbar sei, wo der Mensch die Sprache noch nicht besaß und doch fähig war, sie zu schaffen. — Es erübrigte endlich (Art. VII., S. 443—459), den geringschätzigen Tadel zu prüfen, den die Essays bei Aufstellung ihrer drei Prinzipien der Ausdrucksbewegungen gegen das Gesetz der Gewohnheit aussprechen; gegen eine Erscheinung, die wir unsererseits als eine weitreichende, nicht bloß reproduktive, sondern produktive Kraft (Assoziation des Analogen!) und als den mächtigsten Faktor beim Aufbau der Sprache erkannt hatten. Der Angriff liefs sich um so vollständiger zurückweisen, als sich zeigte, daß, soweit das 2. und 3. der genannten W.'schen Prinzipien überhaupt etwas Verständliches und auch nicht ein bloßes idem per idem besagen, sie nichts anderes als eine (dem Autor selbst unbewufte) Anwendung eben des Gesetzes der Gewohnheit sind! — Insbesondere diese Ausführungen des 6. und 7. Artikels werden vielleicht manchem Leser meines *Ursprungs der Sprache* eine willkommene Ergänzung sein.

Unumwunden am nativistischen Standpunkt hält H. PAUL (*Prinzipien der Sprachgesch.*, 2. 1886), fest und sucht zu beweisen, daß die Annahme einer, wenn auch geringen, Anzahl artikulierter und onomatopöischer Lautreflexe durch die Erfahrung berechtigt und zudem in mehrfacher Richtung ganz unentbehrlich sei. Die Erörterung seiner bezüglichen Argumente ist Gegenstand der 2. Hälfte des Art. VII., S. 461 bis 484.¹

L. TOBLER in seiner 1877 erschienenen Rezension meines „Ursprung der Sprache“ (*Zeitschr. f. Völkerpsych.*, IX.), ist bestrebt, die Differenz zwischen meiner und der nativistischen Anschauung möglichst gering erscheinen zu lassen. Ich suche zu zeigen, daß eine Vermittelung und Verwischung des Unterschieds nur auf Kosten der Klarheit und Wahrheit möglich ist, und daß T. insbesondere völlig irrt, wenn er glaubt, mit der Annahme der Onomatopöie, die auch ich mache, sei der STEINTHALSche „Reflex“ als deren „tiefere Begründung“ unabweislich gegeben. (Art. VIII., S. 251—263).

Wenn TOBLERS vornehmster Tadel gegen mich der ist, daß ich hätte bemerken sollen, wie wenig schroff der Abstand zwischen mir und meinen nativistischen Gegnern (z. B. STEINTHAL) sei, so urteilt ganz anders STEINTHAL selbst in den neueren Auflagen seines *Ursprungs der Sprache*. Mit seiner Haltung beschäftigt sich der I. und die 1. Hälfte des II. Art., sowie — da inzwischen abermals eine neue Auflage des genannten Buches erschienen war — nochmals ein Teil des VIII. und der IX. Art. In dieser neuesten (4.) Auflage, 1888, erklärt St. meine Ansicht vom

¹ Zwei diesem Abschnitte vorausgehende Seiten, 459 und 460, handeln kurz von KUSSMAULS Stellung zu unserem Problem, in seinem bekannten Werke über „*Die Störungen der Sprache*“ 1887.

Sprachursprung für völlig antiquiert, für eine solche, die in seinen Augen ein für allemal keinerlei Berechtigung mehr habe. Auch schon früher sei er dieser Ansicht gewesen, und aus diesem Grunde habe er in der 3. Auflage meiner gar nicht gedacht und nur mit TIEDEMANNUS redivivus gelegentlich auf mich hingedeutet. In der That nennt die 3. Auflage 1877 meinen Namen nirgends; doch hat der Verfasser für gut gefunden, wie aus eigenem Antrieb (aber zum guten Teil mit analogen Gründen, wie ich sie vorgebracht), an seinen nativistischen Aufstellungen scharfe Kritik zu üben. Eine Thatsache zwar sollen die Sprachreflexe nach wie vor sein. Aber ihre Zahl wird gewaltig eingeschränkt, und die Freigebigkeit, die in dieser Beziehung im Abrifs 1871 geherrscht hatte, wird ordentlich mit Spott als ebenso unpsychologisch als unhistorisch zurückgewiesen (Art. I.). Ja! einmal im Zuge, eifert St. nun sogar gegen die Leistungsfähigkeit der Onomatopöie überhaupt — sie, die er früher weit überschätzt hatte, jetzt unbillig unterschätzend. (Art. II., S. 69—76). Mit den Reflexen aber räumt noch energischer die 4. Auflage auf. Nicht mehr für „jede besondere Anschauung“ einen besonderen, ihr ähnlichen, und wohl artikulierten Reflexlaut (Abrifs), auch nicht mehr achtzig bis hundert solcher,¹ nein! blofs etwa 20 bis 30 soll der Urmensch geschaffen haben. Doch (Art. VIII, S. 264—284) ein Erfahrungsbeweis ist für diese geringe Zahl so wenig als einst für die weit gröfsere geführt (ja die 4. Auflage verzichtet eigentlich auf jeden Versuch eines solchen), und ebenso fehlt, jetzt so gut wie früher, durchaus ein stringenter Nachweis für deren Unentbehrlichkeit. Seine Psychologie des „Denkens durch Sprache“, d. h. die Lehre, dafs die Lautreflexe das Mittel für jede klärende Analyse der sinnlichen Eindrücke und die Stellvertreter aller begrifflichen Gedanken waren, hält St. fest, ja er verschärft die Behauptung womöglich noch. Aber sie bleibt eben eine blofse Behauptung, und der Verfasser kümmert sich z. B. nicht im geringsten darum, wie denn in aller Welt das so arg eingeschrumpfte Häuflein der Reflexe es anfangen sollte, die viel gröfsere Zahl von Begriffen vor dem Bewusstsein zu vertreten und so dieselbe Aufgabe zu leisten, die er einst einer weit ansehnlicheren Menge derselben zugewiesen hatte. Überhaupt ist sein Zurückweichen von der früheren Position ein gezwungenes, halbes und widerspruchsvolles. Auch fehlt in beiden neueren Auflagen des *Ursprungs der Sprache* wie anderwärts bei St. jedes klare Wort darüber, welchen Kräften die Bildung der Sprachmittel, soweit sie nicht reflektorisch geäußert wurden, denn nun eigentlich zuzuschreiben sei. Bald soll es (3. Aufl.) die Apperzeption gewesen sein — die Apperzeption, die der Autor sonst ausdrücklich als eine theoretische Seelenthätigkeit definiert; bald (Ethik 1885) ein „geistiger Instinkt“ während St. früher selbst die Zuflucht hierzu als ein Spiel mit Worten verspottet hatte; bald (4. Auflage) der Mitteilungstrieb, bei dem aber beileibe nicht an Absicht gedacht werden soll — als ob das eine

¹ Für diese, wie für die unmittelbare vorher genannte Annahme hatte St. nur Eine Beobachtung an einem Kinde als direkten Beweis aus der heutigen Erfahrung vorgebracht. Art. I beschäftigt sich u. a. auch damit, den Wert dieser Erzählung und ihre Deutung zu prüfen.

ohne das andere eine verständliche psychologische Kategorie wäre! Und sogar bei NOIRÉ eine Anleihe zu machen, ist St. neuestens in seiner Hülfs- und Ratlosigkeit geneigt, obwohl das Geborgte zu den wichtigsten Bestandstücken seines eigenen bisherigen Hausrates in schreiendem Kontrast steht.

So gut wie den Nativismus, haben wir auch die Erfindungstheorie des vorigen Jahrhunderts von jeher abgelehnt und — obschon uns St. als TIEDEMANNUS redivivus abzuthun sucht — die wirklichen Fehler der damaligen Sprachphilosophie stets offen bekämpft. Da aber dieser Autor sich in allen seinen Schriften nicht genug darin thun kann, die sprachphilosophischen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts schlechtweg und in allen Teilen als „roh“, „oberflächlich“ und unbrauchbar herabzusetzen, um auf dieser Folie HUMBOLDT und seine Erklärer ebenso maßlos zu erheben (letzteres so überschwenglich, daß die That-sachen ihn zwingen, sich selbst ein ums andere Mal zu widersprechen) so hielten wir für angezeigt, hier einmal Lob und Tadel den That-sachen, entsprechend zu verteilen und das von St. hüben und drüben gefälschte historische Bild richtig zu stellen. Damit beschäftigt sich der IX. Art.

Der X. Artikel endlich handelt von P. REGNAUDS *Origine et philosophie du langage*, 1887 und 1889 (dem einzigen bemerkenswerten Buch, das seit RENAN in Frankreich über unser Problem erschienen ist) und dem darin enthaltenen eingehenden Versuch, nicht bloß die nativistischen Annahmen, sondern auch die Lehre von der Absichtlichkeit der Sprachbildung (jegliche cause finale) gänzlich zu umgehen. Zum letzteren ist R. geführt durch die irrige Meinung, gewollt (voulu) sei identisch mit vorbedacht (réfléchi, prémédité) und Absicht gleichbedeutend mit planmäßiges Thun (propos délibéré). Er sieht sich infolgedessen genötigt, die Onomatopöie, überhaupt jede Wahl besonderer Zeichen für besondere Bedeutungen zu leugnen und die Zufallstheorie zu erneuern. Die Prüfung ergibt bei ihm analoge Unklarheiten, verwunderliche Inkonsequenzen und Unmöglichkeiten wie bei GEIGER und dient nur dazu, es ins hellste Licht zu setzen, daß Nativismus und absichtliche Sprachbildung ein aut — aut bilden, aus dem kein Entrinnen ist.

WARREN P. LOMBARD. **Some of the influences which affect the power of voluntary muscular contractions.** *The Journal of physiology*. Vol. XIII, February 1892, S. 1 ff.

Verfasser stellte ausschließlich an sich selbst Versuche an, die in der Weise ihrer Ausführung ganz den bekannten Versuchen Mossos mit den Ergographen glichen. Nur war die Schreibvorrichtung, deren sich Verfasser für die Aufzeichnung der Hubhöhen bediente, anderer Art als die von Mosso benutzte Vorrichtung. Auch brachte Verfasser eine zweckmäßige Vorrichtung an, welche den Gesamtwert der während einer Versuchsreihe geleisteten mechanischen Arbeit ohne weiteres ab-